Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 106. Bromberg, den 8. Juli 1925.

Die Jagd nach der Platinkugel.

Kriminal-Roman von **Rudolf Paul.**

(9. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

16. Kapitel.

Liebhaber des Korans gesucht.

Kriminalkommissar Gebhardt war in der Zwischenzeit auch nicht müßig gewesen. Noch im Laufe des Vormittags nach seiner verunglückten nächtlichen Expedition hatte er telephonisch angefragt, welches Ergebnis die Ansetzung eines Polizeihundes gehabt hatte. Er erfuhr, daß der Hund von der Spur an der Mauer in den Hof hinein, dann aber kreuz und quer gelaufen sei. Als man ihn die Spur an dem Tor vom Hof auf die Straße aufnehmen ließ, folgte er ihr um einen nahen Häuserblock herum und kehrte dann zum Hoftor zurück.

Die Polizisten, die die Untersuchung vornahmen, schlossen hieraus, daß der Verdächtige in das betreffende Haus gehöre, womöglich noch darin sei. Gebhardt hielt diesen Schluß für richtig, und erschien sofort in eigener Person, um die Nachforschungen im Nebenhaus des Mordhauses zu leiten.

Schon eine der ersten Vernehmungen, die des Besitzers der Fuhrhalterei, zeitigte ein sehr bemerkenswertes Ergebnis. Donath, so hieß der Unternehmer, ein jovialer älterer Herr, der den selfmademan deutlich verriet, hatte vor etwa 14 Tagen einen neuen Kutscher für Lastfuhren als Ersatzmann für einen erkrankten Angestellten engagiert. Dem Ersatzmann schien freilich, wie sich bald herausstellte, die volle Kenntnis seines Fachs zu fehlen. Er erklärte dies damit, daß er erst durch die Kriegsjahre und danach durch seine Tätigkeit als Hausdiener in einem Dresdener Hotel aus seinem früheren Beruf herausgekommen sei, und da er willig und pünktlich war, behielt man ihn. Er naunte sich Hermann Lüdicke, hatte aber noch keine Papiere vorgelegt, da ihm diese, wie er sagte, noch von seiner früheren Arbeitsstelle nachgeschickt werden mußten.

Dieser Mann war nun, obwohl er eine Fuhre zu machen hatte, am Morgen nicht erschienen, und als Donaih in seine angebliche Wohnung schickte, stellte sich heraus, daß man ihn dort überhaupt nicht kannte.

Das war im Zusammenhang mit den vorhergegangenen Ereignissen verdächtig genug. Eine anschließende Inspektion des Hofes ergab außer den Merkmalen des Überkletterns der Mauer und des Hoftors, daß eine am Nachmittag vorher gesäuberte Lohnkutsche Spuren im Innern zeigte, die darauf schließen ließen, daß es sich hier jemand zur nächtlichen Ruhe bequem gemacht hatte. Durch den nochmals herbeigeholten Polizeihund wurde festgestellt, daß alle diese Spuren von ein und derselben Person herrührten. Gebhardt zog aus alledem den Schluß, daß der angebliche Lüdicke sich nur zu dem Zweck als Kutscher in dem Nachbarhaus neben der Wortersschen Wohnung verdungen hatte, um von dort aus bequem in diese Wohnung eindringen zu können. Vermutlich hatte er auch frühere Nächte schon in einer Kutsche auf dem Hof zugebracht und sich von da aus, vor Beobachtungen sicher, auf den Weg über die Mauer gemacht. In der letzten Nacht hatte er anscheinend die Dreistigkeit besessen, nach seiner Flucht auf den Fuhrhof zurückzukehren und sich dort zu verbergen. Auch wurde festgestellt, was zu diesen Schlüssen paßte, daß ein kleiner, frei auf dem Hof herumlaufender Fuhrmannsspitz in keiner der letzten Nächte angeschlagen hatte, was wieder auf jemanden hinwies, der im Haus aus- und einging.

Diesen Mann ausfindig zu machen, war die erste Aufgabe, die sich Gebhardt nun stellte. Er ließ sich eine genaue Personenbeschreibung von ihm geben und erließ einen Steckbrief hinter ihm, worin als Delikt einfach Diebstahlsverdacht angegeben wurde. Zugleich veranlaßte er auch Nachforschungen in Dresden entsprechend den Angaben, die der Mann gemacht hatte, obwohl er an der Richtigkeit der Angaben stark zweifelte. Immerhin war es auffällig, daß Dresden auch der Aufgabeort des seltsamen Drohbriefes war, dessen Fragmente er gefunden hatte. Sehr rasch wurde indessen festgestellt, daß kein Hausdiener eines Dresdner Hotels mit Namen Lüdicke dort gemeldet gewesen war.

Gebhardt verfolgte aber systematisch und gründlich auch die anderen Spuren, die er in der Wolterschen Wohnung gefunden hatte. Er ließ in einer Reihe größerer deutscher Tageszeitungen folgende Bekanntmachung veröffentlichen:

„In einer Mordsache ist es wichtig, den Besitzer nachstehender Handschrift festzustellen.“ Es folgten dann die Worte des im Ofen gefundenen Briefrestes und die Angabe, daß der Brief am 9. Februar in Dresden aufgegeben worden sei. „Zweckdienliche Mitteilungen sind an das Polizeipräsidium Leipzig, Kriminalabteilung zu richten. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß in der betreffenden Mordsache eine hohe Belohnung ausgesetzt ist.“

Endlich suchte Gebhardt einen weiteren Fallstrick daraus zu konstruieren, daß das Objekt, das den nächtlichen Spuk angezogen hatte, offenbar jenes seltene Koranexemplar war. Allem Anschein nach wußte niemand mit Sicherheit, wo sich dieses jetzt befand. Es wäre daher nicht unwahrscheinlich, wenn es in den freien Handel gelangte, zumal die Witwe des falschen Wolters ohnedies die Hinterlassenschaft ihres Mannes verkaufen wollte.

Von dieser Überlegung ausgehend, zog Gebhardt den Chef einer der Leipziger Weltfirmen des Buchhandels, Dr. Oehler, teilweise ins Vertrauen und veranlaßte ihn, durch sein Antiquariat das betreffende Koranexemplar als wertvolle Neuerwerbung im In- und Ausland zum Verkauf anzuzeigen. Dr. Oehler ging auf den Vorschlag bereitwillig ein, und es wurde verabredet, daß alle einlaufenden Nachfragen nach dem Buch Gebhardt selbst zugeleitet und nach Verabredung mit ihm beantwortet werden sollten. Übrigens ergab eine Prüfung des Buches durch Sachverständige, daß es sich tatsächlich um ein sehr wertvolles, altes Exemplar des Korans handelte, das sich der Überlieferung nach in der Familie des Omajaden fortgeerbt hatte.

Gebhardt saß nun wie eine Spinne in dem ausgespannten Netz und wartete, was sich zuerst fangen würde. Und der erste Fang ließ nicht lange auf sich warten, es waren sogar sozusagen zwei Fliegen mit einem Schlag.

Wenige Tage, nachdem Gebhardt seine Aktionen unternommen hatte, ließ sich im Polizeipräsidium in Leipzig ein Herr melden, der angab, Mitteilungen über den Urheber der in den Zeitungen verbreiteten Handschrift machen zu können. Er wurde zu Gebhardt selbst geführt und stellte sich als der Besitzer eines der ersten Hotels in Dresden vor. Dann entnahm er seiner Brieftasche ein ausgefülltes Meldeformular und überreichte es schweigend dem Kriminalkommissar, der mit freudiger Überraschung feststellte, daß das Formular die Handschrift des geheimnisvollen Briefes an Wolters aufwies. Es besagte, daß Herr Mehmet L:j, Teppichhändler aus Smyrna, von Wien komemnd, am 8. Fe-

bruar in dem betreffenden Hotel Quartier genommen hatte. Der Hotelier teilte weiter mit, daß Herr Mehmet Bej am 14. Februar abgereist sei, wobei er als Reiseziel Berlin angegeben habe, und fuhr dann fort:

„Mein Haus ist eines der ersten in Dresden, und mir liegt daran, zu vermeiden, daß es etwa in einem Mordprozeß eine Rolle spielt. Ich hielt es trotzdem für meine Pflicht, mich der Mitwirkung an der eventuellen Festnahme eines Mörders nicht zu entziehen. Deshalb habe ich eine geschäftliche Reise hierher mit diesem Besuch bei Ihnen verbunden. Zugleich habe ich aber alles an Aussagen sorgfältig bei meinen Angestellten gesammelt, was Herrn Mehmet Bej betrifft, und hoffe dadurch vermeiden zu können, daß mir die Polizei ins Haus kommt. Auf diese Weise habe ich ermittelt, daß Herr Mehmet Bej tatsächlich einige Besuche von Teppichfirmen erhalten hat, aber nur einige wenige erstklassige Stücke anbot. Ob er Verkäufe abgeschlossen hat, weiß ich nicht. Persönlich lebte er unauffällig und zurückgezogen, wie ein Fremder aus besserem Stande."

„Auffällige Besuche oder ein irgendwie auffälliges Benehmen seinerseits war nicht festzustellen. Ebenso war nach Angaben des Portiers, soweit er sich erinnern konnte, an den wenigen Briefen, die er erhielt, nichts besonderes. Über die Briefe, die er vom Hotel aus befördern ließ, ist leider nichts mehr festzustellen, da der Hoteldiener, der sie ihm besorgte, seit etwa drei Wochen ausgetreten ist."

Gebhardt horchte auf. „Wie sah der Mann aus, ich meine den Hoteldiener?" fragte er. Etwas verwundert gab der Hotelier Auskunft. Sie stimmte Punkt für Punkt mit dem Steckbrief des angeblichen Lüdicke überein.

„Und wie hieß er?" fragte Gebhardt weiter. „Hermann Leuthold" lautete die Antwort. Es ist bei dem Gebrauch falscher Namen bekanntlich sehr beliebt, dieselben Initialen beizubehalten, und dieser Umstand überzeugte Gebhardt vollends, daß er es hier mit wertvollen Nachrichten über die beiden Männer, die er suchte, zu tun hatte.

Er dankte dem Hotelier verbindlich und stellte noch einige Fragen. Das einzige Positive, was dabei heraus kam, war jedoch, daß der bewußte Leuthold am 15. Februar plötzlich, aber ordnungsgemäß zum 1. März gekündigt hatte und ohne nähere Angaben am 1. März abgegangen war.

„Und nun," schloß Gebhardt, „bitte ich Sie noch, nach Möglichkeit eine sehr wichtige Feststellung machen zu wollen, nämlich die, ob Mehmet Bej oder Leuthold oder beide am Abend des 12. Februar abwesend gewesen und erst in den frühen Morgenstunden oder am Vormittag des 13. Februar wieder erschienen sind."

Der Hotelier versprach, sich um diese Feststellung bemühen zu wollen. Dann erhob er sich und äußerte noch etwas zögernd:

„Falls ein Teil der Belohnung für mich in Frage kommen sollte, würde ich ihn gern einem Pensionsfonds der Polizei oder einem ähnlichen Zweck stiften, wenn mir bloß die Polizei nicht ins Haus kommt."

Gebhardt sagte lächelnd zu, in dieser Hinsicht jede irgendmögliche Rücksicht nehmen zu wollen. Im übrigen war er mit dem Ergebnis dieser Unterredung sehr zufrieden.

17. Kapitel.

Der Koranliebhaber meldet sich.

Nach wenigen Tagen lief aus Dresden bei Gebhardt ein Schreiben des Hoteliers ein, das das Ergebnis der gewünschten Feststellung enthielt.

Was Mehmet Bej anbetraf, so hatte sich freilich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln lassen, wann er am Abend des 12. Februar ins Hotel zurückgekehrt war. Doch äußerten sich die Hotelangestellten übereinstimmend, daß er abends nie länger aus war, als etwa dem Ende der Konzert- oder Theatervorstellungen entsprach.

Dagegen ergaben die dienstlichen Notizen des Geschäftsführers, daß Leuthold am Abend des verhängnisvollen Tages Ausgang gehabt hatte und am 13. Februar erst um ½7 Uhr morgens anzutreten brauchte. Den Abend hatte er mit niemand vom Hotel zusammen verbracht, und der damalige Nachtportier konnte sich nicht entsinnen, ihm im Lauf der Nacht geöffnet zu haben.

Gebhardt überzeugte sich rasch durch einen Blick in das Kursbuch, daß es sogar auf mehrfache Weise möglich war, zwischen 12 Uhr nachts und ½7 Uhr früh von Leipzig nach Dresden zu gelangen, und damit schienen ihm gegen Leuthold weit gewichtigere Indizien vorzuliegen, als sie Riehl für seinen Mann vorweisen konnte. Am nächsten lag die Vermutung, daß Mehmet Bej der Anstifter, Leuthold der Vollbringer der mehrfachen Einbrüche in die Woltersche Wohnung war. Gebhardt zögerte nicht, den Steckbrief gegen Lüdicke berichtigt und ergänzt zu erneuern und zuzufügen, daß gegen Lüdicke-Leuthold der Verdacht schwebe, an einem Mord oder Totschlag beteiligt zu sein.

Die Spur Mehmet Bejs ließ sich ohne Mühe weiter verfolgen. Er war tatsächlich nach Berlin gereist und dort ebenfalls in einem Hotel ersten Ranges abgestiegen. Dort hatte er sich drei Tage aufgehalten und war dann nach seinen Angaben sowie der Fahrkarte, die er sich durch den Hotelportier hatte besorgen lassen, nach Brüssel gefahren. Auch daß er in den betreffenden Schlafwagen tatsächlich eingestiegen war, konnte einer der Hotelboys, der ihm das Handgepäck besorgt hatte, angeben.

Als aber Gebhardt der Berliner Polizei darüber Mitteilung machte, in welche Affäre Mehmet Bej verwickelt sei, erhielt er eine überraschende, eindringliche Mahnung, recht behutsam vorzugehen. Mehmet Bej reiste nämlich, wie der Berliner Polizei wohl bekannt war, in inoffizieller diplomatischer Mission im Auftrag der türkischen Regierung von Angora. Seine Teppichgeschäfte waren nur Maske, um eventuelle politische Spionage von ihm abzulenken. Der wahre Zweck seiner Reise war vielmehr, die Stimmung einiger führender Politiker der Ententestaaten in Sachen des griechisch-türkischen Friedensschlusses zu sondieren. Die deutschen Amtsstellen waren vertraulich von dem Zweck dieser Reise informiert. Auch hatte Mehmet Bej gute Beziehungen zu einigen in Berlin im Exil lebenden türkischen Staatsmännern der Kriegszeit. Jedenfalls war er eine angesehene und prominente Persönlichkeit und ein Vorgehen gegen ihn, das nicht auf absolut sicherer Grundlage beruhte, konnte sogar politische Ungelegenheiten mit sich bringen.

Gebhardt hatte in seiner langen kriminalistischen Laufbahn manche Fälle kennen gelernt oder selbst bearbeitet, die bewiesen, daß auch auf den Höhen der Gesellschaft Kapitalverbrechen vorkommen und sich oft nur durch den Stil von anderen unterscheiden. Bei exotischen Ausländern kam auch oft dazu, daß ihre Rechtsbegriffe sich mit den europäischen nicht deckten, zumal wenn sie in ihrer Heimat eine Stellung bekleideten, die sie rechtlich oder tatsächlich über das Gesetz erhob. Aber er konnte natürlich nicht umhin, bei seinen Maßnahmen den Warnungen der Berliner Kollegen Rechnung zu tragen.

Ehe er bestimmte Entschlüsse über diese Maßnahmen gefaßt hatte, lieferte auch die dritte von ihm gelegte Falle einen Fang.

Das Oehlersche Antiquariat hatte prompt und pünktlich alle auf die Anpreisung des seltenen Koranexemplars eingegangenen Offerten eingeliefert. Es waren einige Leute mit Edelvaluta, insbesondere Amerikaner, die sich für das Buch interessierten, zwei Universitätsinstitute für Orientalistik und auch vereinzelte deutsche Sammler.

Rasche Nachprüfungen hatten in keinem Falle bisher Verdachtsmomente ergeben. Gebhardt rechnete schon kaum auf einen Erfolg mehr aus diesem Plan.

Um so freudiger war er überrascht, als ihm von der Buchhandlung ein Brief eingeliefert wurde, auf dem er schon an der Adresse die charakteristische verschnörkelte Handschrift wahrnahm. Der Brief selbst war aus London datiert und lautete:

„Im Bookseller-Magazin las ich Ihr Angebot einer seltenen Koranausgabe. Ich bitte Sie um Angabe des von Ihnen geforderten Preises und bemerke, daß ich bereit bin, einen sehr hohen Preis in englischer Valuta zu zahlen. Ich bitte Sie, mir innerhalb von 14 Tagen nach Brüssel, Hotel d'Angleterre, Nachricht zu geben, da ich London schon morgen verlasse. Hochachtungsvoll Mehmet Bej."

Wenn Mehmet Bej ein Verbrecher war, dachte Gebhardt bei der Lektüre dieses Briefes, war er jedenfalls ein sehr kaltblütiger Verbrecher. Niedrige Motive schienen auch nicht bei ihm vorzuliegen, wohl aber der Wunsch, den seltenen Koran um jeden Preis zu besitzen. Hätten die von Berlin aus geltend gemachten besonderen politischen Umstände nicht ein außerordentlich behutsames Vorgehen nötig gemacht, so hätte Gebhardt einfach versucht, den Mann mit Hilfe der belgischen Polizei zu verhaften. Nach Lage der Dinge schien dies aber nur rätlich, wenn Beweise gegen Mehmet Bej vorlagen, und der einzige Beweis, der erbracht werden konnte, wären die Aussagen seines vermutlichen Komplizen, des Hoteldieners Leuthold, gewesen.

Infolgedessen beschloß Gebhardt folgendermaßen vorzugehen: Er ließ alle Hebel in Bewegung setzen, um des Leuthold habhaft zu werden. Seine verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen wurden ausgekundschaftet, in seiner Heimat, einer Kleinstadt der Provinz Sachsen, die Behörden besonders aufmerksam gemacht, die Grenzbehörden mit seinem Signalement versehen, Bekanntmachungen in den Fachblättern des Hotelgewerbes erlassen, falls er wieder Stellung in seinem früheren Beruf suchen sollte.

Da natürlich nicht vorauszusehen war, ob und wann diese Maßregeln zum Ziel führen würden, lag Gebhardt daran, Zeit zu gewinnen. Er veranlaßte daher das Oehler-

sche Antiquariat, Mehmet Bej zu antworten, daß ein Vertreter der Firma, der ohnedies nach Belgien reisen müsse, persönlich mit ihm verhandeln werde, und zwar am vorletzten Tag der von ihm gesetzten Frist. Diesen Vertreter beabsichtigte Gebhardt selbst zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(29. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Kaum war sie weg, so stürzte Huck zum Fenster, riß es auf und flüsterte drängend:

„Tom, wir können zum Fenster hinaus, wenn wir einen Strick finden, es geht nicht hoch hinunter."

„Dummes Zeug! Weshalb sollten wir zum Fenster hinaus?"

„Ich — ich kann so 'nen Haufen Menschen nicht vertragen, bin nicht dran gewöhnt. Ich geh' nicht wieder hinunter, Tom."

„Dummheit! Ist auch 'was Rechtes. Mir ist's ganz einerlei. Wart', ich geb' Acht auf dich und helf' dir!"

Sid erschien.

„Tom," sagte er, „die Tante hat den ganzen Nachmittag auf dich gewartet. Mary hat deine Sonntagskleider zurecht gelegt und jeder hat sich deinethalben abgeängstigt. Sag' 'mal, ist das nicht Lehm und Talg auf deinen Kleidern?"

„Na, junger Mann, ich 'rat dir, kümmre dich nur um deine Sachen. Weshalb ist denn der ganze Lärm?"

„Ei, 's ist 'ne Gesellschaft, wie sie die Witwe oft hat, und diesmal zu Ehren vom alten Jones und seinen Söhnen, weil sie ihr neulich nachts so aus der Patsche geholfen haben. Na und hör' mal, ich weiß noch 'was, wenn du's wissen willst."

„Na und was?"

„Ei, der alte Jones will die Gesellschaft noch mit etwas überraschen, hab's gehört, wie er's heut' Mittag der Tante erzählte, als 'n Geheimnis natürlich, ist aber kein großes Geheimnis mehr. Jeder weiß es, — die Witwe auch, obgleich die sich stellt, als wisse sie nichts. Herr Gott, hat sich der alte Jones abgesorgt, ob auch der Huck gewiß da sei, heut' Abend, — ohne den wär' ja sein großes Geheimnis keine Bohne wert gewesen, weißt du!"

„Geheimnis — wie so, Sid?"

„Ei einfach, daß Huck damals hinter den Kerlen hergeschlichen ist bis zum Zaun hier, weiter gar nichts. Der Alte wollt' 'nen großen Hopphei draus machen heut' abend, 's wird aber wohl 'en bißchen schwach ausfallen."

Und Sid lachte hämisch und selbstzufrieden in sich hinein.

„Sid, hast du's verraten?"

„Was liegt dran, wer's verraten hat? — einer hat's getan, soviel ist sicher."

„Sid, ich weiß nur einen solchen Kerl im Städtchen, der elend genug ist, so was zu tun, und der bist du! Wenn du Huck gewesen wärst, du hättest dich heim ins warme Nest geschlichen und die Räuber Räuber sein lassen. Du kannst immer nur, 'was Gemeines tun und kannst's nicht hören, wenn andere gelobt werden, weil sie 'was Schönes und 'was Gutes getan haben. So, da hast du 'was — „keinen Dank", wie Frau Douglas unten sagt."

Dabei schlug Tom Sid eins hinter die Ohren und beförderte ihn mit einigen Fußtritten zur Türe hinaus. „Lauf' doch hin und sag's der Tante, wenn du's Herz dazu hast, will dir's dann morgen gedenken."

Einige Minuten später waren die Gäste um den Eßtisch der Witwe versammelt. Zur gegebenen Zeit hielt dann Herr Jones seine Rede, in welcher er der gütigen Wirtin dankte für die Ehre, die sie ihm und seinen Söhnen erwiesen, daß aber ein anderer, der auch anwesend sei, weit mehr Dank — Und so weiter und so fort. Nun brachte er das große Geheimnis über Hucks Anteil an der Sache ans Licht und tat's in der dramatischsten Weise, die ihm zu Gebote stand. Die Überraschung aber, die das Mitgeteilte hervorrief, war etwas künstlicher Natur und lange nicht so lebhaft und herzlich, wie sie unter glücklicheren Umständen hätte sein können. Die Witwe selber freilich verstand es sehr gut, das größte Erstaunen zur Schau zu tragen, und überhäufte Huck mit einem solchen Übermaß von Dank und Lobsprüchen, daß dieser das nahezu unerträgliche Mißbehagen, welches ihm die neuen Kleider bereiteten, über dem völlig unerträglichen Mißbehagen, die Zielscheibe von jedermanns Blicken und jedermanns Beifallsbezeugungen zu sein, ganz vergaß.

Witwe Douglas erbot sich, Huck ein Heim in ihrem Hause zu bieten, ihn erziehen zu lassen und ihn später, soviel in ihren Kräften stehe, zu unterstützen. Jetzt blühte Toms Weizen, und er löste seine Zunge:

„Huck braucht das gar nicht, Huck ist reich genug!"

Nur der Zwang, den die gute Lebensart der Gesellschaft auferlegte, war imstande, einen Ausbruch des Gelächters über diesen vermeintlich guten Witz zurückzuhalten; das herrschende Schweigen war aber etwas unbehaglich. Tom brach es alsbald.

„Huck ist reich, sag' ich, er hat Geld. Ihr glaubt's vielleicht nicht; aber er hat Haufen von Geld. Braucht gar nicht zu lachen, werd's euch gleich beweisen. Wartet nur 'ne Minute!"

Er rannte zur Tür hinaus. Die Anwesenden blickten zuerst einander voll ungläubigen Staunens an und dann fragend auf Huck, der wortlos dasaß.

„Sid, was hat wohl der Tom?" fragte Tante Polly ängstlich — „er — na da werd' 'mal einer klug aus dem Bengel. Ich —"

Da trat Tom wieder ein, gebeugt unter der Last seiner Geldsäcke, und Tante Polly mußte den Satz unbeendet lassen. Tom leerte den Haufen blinkenden Goldes auf den Tisch und rief triumphierend:

„Da — was hab' ich euch gesagt? Die Hälfte davon gehört Huck und die andere Hälfte mir!"

Der Anblick des Geldes benahm allen den Atem. Alles starrte auf die glänzenden Goldstücke und niemand fand Worte im ersten Augenblick. Dann erhob sich ein allgemeiner Ruf nach Aufklärung. Tom sagte, die könne er geben, und er tat's. Die Geschichte war lang, aber unsagbar interessant, nur ab und zu kärglich eingestreute Bemerkungen der atemlos lauschenden Zuhörer unterbrachen den fesselnden Reiz derselben. Als Tom zu Ende war, meinte der alte Jones:

„Hab' ich da vorhin der Gesellschaft 'ne kleine Überraschung bereiten wollen, — 's ist aber rein nichts gegen das da. Tom, der Teufelskerl, hat mich schön übertrumpft, das muß ich sagen! Geb's aber gern zu, weiß Gott, geb's gern zu!"

Das Geld wurde nun gezählt. Die Summe belief sich auf etwas über zwölftausend Dollars. Es war mehr, als irgend einer der Anwesenden jemals beisammen gesehen, obgleich sich einige darunter befanden, die weit mehr als das an Grundbesitz ihr eigen nannten.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wie man sich denken kann, machte dieser Fund der beiden Knaben in dem armen, kleinen Städtchen St. Petersburg das ungeheuerste Aufsehen. Solch' eine Riesensumme in barer Münze erschien den guten Leuten beinahe unglaublich. Man redete von nichts anderem, schielte gierig nach dem Schatze, pries die Finder glücklich, und die Vernunft manchen Bürgers drohte bei der ungesunden Erregung ins Wanken zu geraten. Jedes Haus, in dem es nur irgend spuken sollte, im Städtchen wie in der Umgegend, wurde sozusagen anatomisch zerlegt: Stein für Stein, Balken für Balken, die Grundmauern unterwühlt und nach verborgenen Schätzen durchforscht, und zwar nicht von Knaben, sondern von Männern, ernsten, verständigen, im gewöhnlichen Leben blutwenig romantisch angelegten Männern. Wo sich Tom und Huck nur blicken ließen, wurden sie gefeiert, bewundert und begafft. Die Jungen konnten sich nicht erinnern, daß ihre Worte je zuvor solches Gewicht besaßen, jetzt wurde der kleinste Ausspruch ihrerseits wie ein Ausfluß höchster Weisheit bewahrt und ehrfurchtsvoll wiederholt. Alles, was sie taten, was sie redeten, erschien bemerkens- und bewundernswert, sie hatten augenscheinlich die Fähigkeit verloren, irgendetwas Alltägliches, Unbedeutendes zu sagen oder zu tun. Außerdem wurde ihre Vergangenheit durchforscht und man fand darin die unleugbaren Spuren hervorragendster Begabung. Die Zeitung des Städtchen brachte biographische Notizen über die Beiden.

Die Witwe Douglas legte das Geld zu sechs Prozent an und der Herr Kreisrichter tat auf Tante Pollys Bitte dasselbe mit Toms Anteil. Jeder der Jungen hatte nun ein geradezu ungeheures Einkommen — einen Dollar für jeden Tag des Jahres! Das war ja gerade soviel, wie der Pastor bekam, das heißt wie er bekommen sollte, denn meistens kam nicht so viel zusammen. Ein und ein viertel Dollar die Woche war genügend für Kost, Wohnung und Schulgeld eines Jungen in jener alten, einfachen, anspruchslosen Zeit, und man konnte ihn dafür noch kleiden und waschen obendrein.

Der Herr Kreisrichter hatte eine sehr hohe Meinung von Tom gefaßt. Er sagte, ein gewöhnlicher Junge würde nie imstande gewesen sein, seine Tochter aus der Höhle zu befreien. Als Becky ihrem Vater einmal im strengsten Vertrauen mitteilte, wie Tom ihre Prügel in der Schule da-

mals auf sich genommen, war dieser sichtlich gerührt. Und als sie die Lüge zu entschuldigen suchte, vermittelst welcher es dem edlen Freunde gelungen war, die Züchtigung auf seine Schultern zu wälzen, meinte der Vater enthusiastisch, das sei eine edle, eine großmütige, eine hochherzige Lüge gewesen, eine Lüge, die wert sei, in der Geschichte dicht neben Washingtons vielgerühmter Wahrheitsliebe zu glänzen. Becky kam es vor, als habe sie ihren Vater noch nie so hoch aufgerichtet und so stolz gesehen, wie bei diesen Worten. Sie lief davon und berichtete Tom haarklein was vorgefallen.

Herr Thatcher hoffte, Tom einmal als berühmten Rechtsgelehrten oder auch als großen Kriegsmann zu sehen. Er wolle Sorge tragen, sagte er, daß Tom Einlaß fände in die große National-Militär-Akademie und danach in der besten Juristen-Schule des Landes ausgebildet werde, so daß er vollständig befähigt sei für die eine oder die andere Laufbahn, oder auch für beide.

Huck Finn sah sich durch seinen Reichtum und die Tatsache, daß er unter dem Schutze der hochangesehenen Witwe Douglas stand, plötzlich in die gute Gesellschaft eingeführt, nein — hineingeschleppt oder vielmehr geschleudert — seine Leiden steigerten sich dadurch fast ins Unerträgliche. Die Dienstboten der Witwe hielten ihn sauber und rein, wuschen, kämmten, bürsteten ihn alltäglich und betteten ihn allnächtlich mitleidslos zwischen reine Tücher, die nicht einen einzigen kleinen Flecken oder Makel hatten, den er hätte an sein Herz drücken und als alten, teuren Bekannten begrüßen können. Er mußte mit Messer und Gabel essen, mußte Serviette, Tasse und Teller benutzen, mußte seine Aufgabe lernen, zur Kirche gehen, dabei so gewählt und anständig reden, daß ihm die Sprache ordentlich saft- und kraftlos in seinem Munde vorkam; kurz, wohin er sich wandte, engten ihn überall die Schranken und Fesseln der Zivilisation von allen Seiten ein und banden ihm Hände und Füße.

(Schluß folgt.)

Die Privat-Lotterie.

Burleske von E. Aribert.

(Nachdruck verboten.)

Seine Absicht, in der Lotterie zu gewinnen, war fast so alt wie die Lotterie selbst, und jedesmal, wenn er ein Los kaufte, tat er es in dem Bewußtsein, daß die Lotterie nicht immer gewinnen könne und daß auch ihm einmal das Glück leuchten müsse. Aber das Glück leuchtete nicht, vielmehr hatte die Lotterie noch die Bosheit, stets Nummern herauskommen zu lassen, die dicht neben der seinen lagen.

Da half kein Serienkauf. Nahm er zum Beispiel die Lose 12 278 bis 12 298, dann hatte mit tödlicher Sicherheit 12 999 ein Freilos, und auf 12 272 fielen hunderttausend Mark.

Da half auch kein System, alle hatte er sie schon versucht, hatte Gehalt mal Brustumfang ausgerechnet, und seine Kragenknöpfe mit dem Geburtstag seines Dienstmädchens multipliziert, aber selbst mit diesen Zahlen war er durchgefallen.

Immerhin sagte er sich, Lotterie muß ein Geschäft sein, sonst würden nicht so viele Leute dabei verlieren. Aber warum machen das immer andere? Warum nicht ich? Also beschloß er unter dem Motto: „Jedermann seine eigene Lotterie“, privatim eine solche aufzumachen. Gelbe Plakate ließ er drucken mit roter Schrift, die schrien in die Welt hinaus:

Millionenobjekt.
Alter Mann sucht heiteren Lebensabend durch Lotterie. Einsatz zehn Mark. Auslosung unter Kontrolle. Der Gewinner darf mich restlos beerben. Ich sterbe sehr bald.

Die Menschen stürzten mit ihren Zehnmarkscheinen herbei, der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Eine Million Einzahler hofften auf leuchtendes Glück und baldiges Ableben des Privatlotteranten. Zehn Millionen hatte er eingenommen, fürwahr, genug für einen heiteren Lebensabend.

Zehn Kontrolleure konnte er sich leisten, die Tag und Nacht zehn Monate lang die Trommel drehten, da endlich sprang das Los mit dem roten Ring heraus, der einzige, große, ungeheure Gewinn, das Beerbungslos für einen Millionär. Das Glück leuchtete Herrn Walter Pfingsten in Beuschen an der Oder, dem durch eingeschriebenen Brief die frohe Botschaft mitgeteilt ward.

Herrn Pfingsten rührte vor Wonne gleich der Schlag, er verstarb zu Ostern, und nun warten die zahlreichen Erben auf den baldigen Tod des Millionenonkels. Er aber, nicht im Geringsten gewillt, vorzeitig das Zeitliche zu segnen, verstaute in seiner Wohnung zehn Millionen und drei Anzüge in einen großen Koffer, denn am Abend ging der Nachtzug ins Gebirge. Eben steckte er die siebente Million in das linke Hosenbein des zweiten Anzuges, da klopfte es hart und plötzlich. Herein trat ein Beamter, zog die Mütze vom Kopf und einen Bogen aus der Brust.

„Sie haben eine Lotterie unternommen?“

„Woher wissen Sie?“

„Wir wissen alles!“

Und nach der Pause fest und stark:

„Das kostet Strafe!“

„Bereit zu zahlen,“ erwiderte er und stopfte die letzte Million zwischen Weste und Rock des dritten Anzuges.

„Zwanzig Mark.“

„Dieser nicht unerhebliche Betrag — — —“

„Und!!!,“ der Beamte markierte die Bedeutung des Augenblicks, „zwei Mark neunzehn Zustellungsgebühr.“

Auch diese Summe riß er sich vom Herzen, dann fuhr er hinaus in die Welt, seinen Lebensabend in schöneren Gefilden zu absolvieren. Zwar war er erst neunzehn Jahre alt, aber es gibt ja auch lange Abende, dachte er.

Bunte Chronik

* **Uncle Sam, der Weltbankier!** „In God we trust“, so lautet die Inschrift des amerikanischen Geldes. Also auf Deutsch „Auf Gott vertrauen wir.“ Nach Lage der Dinge könnte es aber in freier Übersetzung lauten: „Wenn es dem lieben Gott gefällt, Vertrusten wir die ganze Welt!“

* **Die Strafe Gottes.** Nicht übel ist die Verordnung, die im Jahre 1894 im Kaplande der Volksrat der Buren veröffentlichte. Es gab damals eine böse Heuschreckenplage. Die Regierung von Natal wünschte deshalb, daß man die schädlichen Tiere mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen solle und wandte sich an den Volksrat mit der Aufforderung, schleunigst entsprechende Vorkehrungen zu treffen. Damit war aber der Volksrat der Buren durchaus nicht einverstanden. In der Heiligen Schrift steht nämlich geschrieben, daß die Heuschreckenplage nichts anderes bedeute, als eine gerechte Strafe Gottes für die sündhaften Menschen, und diese Strafe müsse man nun eben geduldig hinnehmen. Sprach's und ließ die Heuschrecken friedlich die Felder weiter abfressen. Und eine fromme Verordnung untersagte alsbald das Vertilgen der Heuschrecken!

* **Die kochende Stadt.** Die Bewohner von Neu-Seeland leben auf einem Pulverfaß. Unter ihnen zischt es und rumort es, und nicht selten geraten Fußböden und Wände in unheimliche Schwingungen. Die Städte dieser beiden Inseln sind auf heißem Boden erbaut. Jeden Augenblick kann sich die Hölle auftun und alles miteinander verschlingen. Neulich war es beinahe so weit. In der Notostreet zu Whakarewarewa geschah unerwartet etwas Merkwürdiges. Der Damm sank in die Tiefe, und zwischen den Häusern sprudelte die schönste Thermalquelle hervor. Bis über die Dächer zischte der kochende Strahl und legte die ganze Gegend in Dampfwolken. Natürlich war zuerst die Panik groß. Jeder fürchtete, daß sich in seiner Stube der Fußboden auftun würde, um einem heißen Sprungbrunnen Platz zu machen. Aber der Ausbruch beschränkte sich auf den Damm der Notostreet, und es blieb nichts weiter übrig, als rasch einen Abfluß zu schaffen. Nach drei Tagen fanden es die Bewohner selbstverständlich, vor dem Hause die heiße Quelle zu haben. Sie holten sich das kochende Wasser mit Töpfen herein und ließen ihre Kochmaschinen kalt stehen. Wenn nichts Unvorgesehenes eintrifft, will man mit dem gegenwärtigen Zustand ganz zufrieden sein. Wir Bewohner eines erkalteten Erdteils hätten uns mit dem Wunder nicht so schnell abgefunden. Aber im Tal von Whakarewarewa gibt es viele Arten solcher Thermalquellen. Manche schleudern ihr heißes Element bis zu hundert Fuß in die Luft, und wenn der Wind ungünstig aus den Bergen kommt, liegt das ganze Tal in erstickenden Dampfwolken. Eine Baugesellschaft hat um diese schlammvulkanischen und kochenden Quellen eigenartige Häuser gebaut, an deren Wänden die Tropfen bequem ablaufen können und allerhand Geräte sorgen dafür, daß die neuseeländischen Hausfrauen heißes Wasser immer im Hause haben. Sogar den Schlamm benutzen sie, dessen natürliche Hitze ihnen das schönste Kohlenfeuer ersetzt.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.